

Der Bahnwärter.

Von W. Garfisch.

Weit draußen, viele Meilen von den andern menschlichen Wohnungen, lag das Häuschen des Bahnwärters Simon. Weiter entfernt von ihm lag eine Fabrik, von der er nur den großen schwarzen Schlot durch die Bäume des Waldes sah. Er selbst war vor kurzer Zeit aus den Diensten eines Offiziers heimgekehrt, mit dem er den großen türkischen Felzbug mitgemacht hatte. Recht müde und alt war er dort geworden. Bei großer Kälte oder brennender Sonne war er unter nagendem Hunger lange, lange marschiert, hatte auch im Feuer gestanden, aber keine Kugel hatte ihm auch nur die geringste Verletzung beigebracht. Wenn er seinem Herrn den heißen Samowar oder das Essen aus der Feldküche brachte, so kausen die Kugeln nur so um seinen Kopf; dabei hatte er nicht einmal eine Hand zu seinem Schutze frei.

Die Offiziere waren mit seinen Leistungen zufrieden, versorgte er sie doch täglich mit heißem Thee und Essen. So war er heil aus dem Kriege heimgekehrt, als Andenken war ihm nur der Rheumatismus in Händen und Füßen geblieben. Armer Simon, was hatte alles seiner! Raum zurückgekehrt, mußte er den Vater begraben, und kurze Zeit nachher folgte sein 14-jähriger Sohn dem Vater nach.

So stand er allein mit seiner Frau. Auch die Wirtschaft ging zurück. Mit geschwollenen Beinen und Armen kann man doch keinen Acker bestellen. So mußten sie ihr heimathliches Dorf verlassen, um draußen in der Welt ihr Glück zu versuchen. Die Frau fand endlich eine Stelle, er aber mußte weiter suchen.

Eines Tages, als er mit der Bahn reiste, kam ihm auf einer Station der Chef so bekannt vor. Simon blickte ihn an, und auch der Chef wurde aufmerksam. Da erkannte ihn Simon. Es war sein ehemaliger Offizier. Auch der schien ihn erkannt zu haben; denn er fragte: „Simon, bist Du es?“

„Ja, ich bin Simon.“

„Was führt Dich hierher?“ Da erzählte ihm Simon von seiner Lage.

„Wo wohnst Du?“

„Das weiß ich selbst nicht.“

„Dummer Mensch, das mußt Du doch wissen.“

„Ach, Herr Lieutenant, das ist es ja, ich suche Arbeit.“

„Wenn es so mit Dir steht, dann bleibe vorläufig bei mir, ich werde Dir etwas verschaffen. Aber Du bist doch verheiratet, wo hast Du denn Deine Frau?“

„Bei einem Kaufmann.“

„Du kannst sie kommen lassen. Ich verschaffe ihr ein Freibillet, und dann werde ich Euch einen Wärtersposten besorgen.“

So blieb er bei dem Stationsvorsteher und machte sich vorläufig in seinem Hause nützlich. Mehrere Wochen darauf kam die Frau, und zogen Beide in das schlichte Häuschen ein. Wie freuten sie sich über den Besiß, denn auch die Heizung war frei! Der frühere Besitzer hatte ein kleines Gärtchen angelegt, und Simon überlegte wie es wohl am besten zu verwerthen sei. Dann bekam er die zum seinem Dienst erforderlichen Geräte dazu zwei Bücher, den Fahrplan und das Dienstreglement. Im Anfang wollte es ihm schwierig vorkommen, aber nach mehreren Tagen fand er sich zurecht. Freilich kam es vor, daß der Zug mit zwei Stunden Verspätung vorbeifuhr, aber Simon lief schon vorher seine Strecke ab und wartete dann so lange vor seinem Häuschen, bis die Ankunft des Zuges. Und dann kam der Sommer. Dann gab es keinen Schnee zu kehren, und viele Flüge passirten die Strecke auch nicht. Nun ging er zweimal in 24 Stunden den Schienenweg entlang, untersuchte Alles auf das Genaueste und kehrte dann heim zu seiner Wirtschaft.

Diese war sein und seiner Frau Zimmer. Nichts durfte geschehen, ohne daß die Sache dem Vorstand zur Kenntniß gebracht wurde, aber bis der Bescheid kam, war es meist schon zu spät.

So ging die Zeit vorüber, und Simon machte sich mit den zunächst stationirten Wärters bekannt. Der eine war ein Greis, und seine Frau versch, da m der Dienst so schwer fiel, seinen osten. Der andere Nachbar hingegen ar ein junger Mann. Das erste Mal af ihn Simon auf der Strecke. Höf- h hob er seine Wärtersmütze und grüß- ihn freundlich: „Guten Morgen, er Nachbar.“

Der Andere aber blickte ihn kaum an, so sagte leise: „Guten Morgen.“

Nach einiger Zeit trafen sich die uen. Simon's Frau wollte freunds- h mit der Nachbarin sprechen, doch

diese blieb ernst und kurz. Eines Tages fragte Simon die Frau, warum denn der Mann so kurz wäre.

„Was soll er denn mit Euch reden? Jeder hat genug mit sich zu thun. Besorgen Sie nur Ihre Strecke.“

Nach vier Wochen jedoch plauderten die Männer zusammen, d. h. Simon erzählte, und der Andere hörte zu.

„Ja, ja, Wassely Stefanowitsch, ich habe wenig Glück auf der Welt gehabt, denn was Gott nicht giebt, kann der Mensch nicht erlangen.“

Wassely löschte seine Pfeife und sagte: „Der Mensch ist oft selbst an seinem Unglücke schuld, nicht die Bestimmung. Ein Wolf verzehrt nicht den andern Wolf, wohl aber ein Mensch den andern.“

„Rein, Freundchen, damit sollst Du mir nicht kommen. Der Wolf ist doch nur ein Wolf.“

„Das sollte ja auch nur ein Beispiel sein. Ich bleibe aber bei meiner Behauptung. Der Mensch ist grausamer als ein Thier. Wie gut könnte man leben, wenn die menschliche Bosheit nicht wäre!“

Nachdenklich erwiderte Simon: „Bruder, wenn Du so etwas glaubst, dann ist jedes Wort verloren, daß ich darüber sage. Wenn Gott einfach seine Hände in den Schooß legt, während die Menschen Greuelthaten begehen, dann ist derjenige, der an Bestimmung glaubt, einfach ein Thor. So, da hast Du meine Meinung.“

Hierauf ging er ohne Gruß davon. Simon blickte ihm nach und sagte: „Warum beschimpfst Du mich denn?“ Der Andere hörte gar nicht danach hin, sondern lief seines Weges weiter. Simon ging heimwärts und sagte zu seiner Frau: „Weißt Du, Armina, unser Nachbar ist kein Mensch mehr, sondern ein wildes Thier.“

Zu einem ernstlichen Streite kam es jedoch zwischen den beiden Nachbarn nicht. Bei einer späteren Begegnung kamen sie wieder auf ihr altes Thema zurück. Wassely sagte: „Glaubst Du, Freundchen, daß wir in so elenden Hütten wohnen müßten, wenn die Menschen recht wären?“

„Aber können wir denn hier nicht leben?“

„Leben! ach was versteht Du vom Leben, Du hast nichts gesehen. Ist das ein Leben, hier im Wärtershäuschen, oder wo anders? Ueberall wird man von den Leuten ausgebeutet, die einem wie Hente das Blut abzapfen; und ist man alt, so wirft man uns vor die Thür.“

„Wie hoch ist Dein Gehalt?“

„D, nicht sehr hoch, nur 12 Rubel.“

„Mein Gehalt beträgt 13 und einen halben Rubel. Warum also dieser Unterschied? Die Verwaltung legt doch für alle Wärters eine gleiche Summe aus 15 Rubel, freie Heizung und Beleuchtung. Wer hat also die Preise so herabgedrückt, sage es mir? Natürlich, Du meinst, man könne auch so leben.“

„Um ein paar Rubel spreche ich nicht.“

„Unser volles Gehalt sollte man uns geben. Im letzten Monat hatte ich das Glück, den Herrn Direktor zu sehen. Er fuhr in einem besonderen Wagen und blickte sich majestätisch um. Hier bleibe ich nicht, ich laufe so weit ich nur kann.“

„Aber Wassely, wohin willst Du denn? Du hast doch hier ein Häuschen, Licht und Heizung, dazu ist Deine Frau fleißig, und ein Stückchen Erde hast Du auch.“

„Was soll ich mit dem Stückchen Erde, wenn nichts darauf gedeiht! Voriges Jahr im Frühling hatte ich etwas Kohl gepflanzt, da kam dann der Aufseher und sagte: „Was hast Du da gemacht? Hast Du um Erlaubniß gefragt? Gleich ausreißten, damit man nichts mehr sieht. Und dann bekam ich noch 3 Rubel Strafe. Am liebsten hätte ich ihn gleich todt geschlagen.“

„Aber Freundchen, Du bist sehr hitzig.“

„Ich verklage ihn noch beim Vorstand.“

Und er that es. Dann kam der Vorsteher auf Revision. Der besah sich die Strecke, denn wenige Tage später sollten hohe Herrschaften aus Petersburg vorbeifahren. Der Damm wurde glatt gemacht, die Schrauben befestigt und zuletzt frischer gelber Sand gestreut. Auch Simon machte Alles ordentlich, ließ seine Kleider fliden und seine Mütze mit dem Schild pugen. Zuletzt kam der Vorsteher und sah, daß bei Simon Alles in Ordnung war.

„Wie lange bist Du hier angestellt?“

„Seit Anfang Mai.“

„Es ist gut. Wer hat die andere Strecke?“

Der Aufseher antwortete: „Wassely Stefanowitsch Spiridow.“

„Ist das nicht der gleiche, über den man zu klagen hat? Es ist gut, wir wollen sehen, wie er es mit der Ordnung hält.“

Sie fuhren fort, und Simon dachte:

„Jetzt mag sich Freundchen in Acht nehmen.“

Eine Weile nachher, als Simon die Strecke untersuchte, sah er einen Mann, der ein Bündel trug. Er erkannte Wassely.

„Wohin geht die Reife, Wassely?“

Der Angeredete trat näher. Er war kaum zu erkennen. Sein Gesicht war weiß wie eine Wand und in seinen Augen leuchtete ein unflätes Feuer.

„In die Stadt.“

„Wohl zur Dittktion? willst Du Beschwerte führen? Laß es doch lieber.“

„Nein, nein, das vergesse ich nicht, Schau nur her, er hat mich in's Gesicht geschlagen, daß es blutet. Solange ich lebe, vergesse ich das nicht.“

Simon ergriff seine Hand. „Beruhige Dich, Wassely, Ich meine es gut mit Dir, bleibe hier, es führt zum Bösen.“

„Ich weiß, Du hast recht. Du hast recht immer recht, aber ich kann nicht anders, die Wahrheit muß vertheidigt werden.“

„Erzähle mir doch, was geschehen ist.“

„Was geschehen ist? Ich war auf eine scharfe Revision von vornherein gefaßt und hatte zu diesem Zweck Alles in bester Ordnung gebracht. Aber als sie schon fort wollten, lehrten sie wieder um, und jener schrie: „Jetzt ist Revision, hörst Du, strenge Revision, und Du betragst Dich über den Aufseher! Da ist keine Zeit zur Klage. Auf der Strecke fahrten hohe Herrschaften, und Du klagst über Deinen Kohl!“ Da hielt es mich nicht länger. Ich sagte ein Wörtchen, er nahm es als eine Beleidigung auf und da — schlug er mich so, daß das Blut rann.“

„Und was wird aus dem Dienst?“

„Meine Frau bleibt da. Was kümmert mich überhaupt Ihre Bahn!“

Dann brach er auf. „Leb' wohl, Simon, wer weiß, wie es mir ergeht.“

„Wie, Du gehst zu Fuß?“

„Auf der Station werde ich um einen Schein bitten. Morgen bin ich in Moskau.“

Dann trennten sich die Nachbarn. Wassely blieb lange fort. Die Frau verlor seinen Dienst. Stündlich erwartete sie seine Rückkehr. Dann kamen die Herrschaften, aber der Mann kam nicht. „Ist Ihr Mann gekommen.“ fragte Simon aber die Frau schüttelte nur den Kopf.

Schon als Kind hatte Simon das Pfeifenbläsen erlernt. Nun erinnerte er sich dieser Beschäftigung und schickte seine Pfeifen durch einen Bahnschaffner in die Stadt. Drei Tage nach der Revision überließ er seinen Posten der Frau und ging in den Wald, um Kohr für seine Pfeifen zu holen. Als er aus dem Wald zurückkehrte, kam es ihm vor, als ob auf dem Bahnhöfen ein Geräusch vernehmbar sei, als wenn jemand Eisen an Eisen schlägt. Und doch gab es auf dieser Stelle nichts zu repariren. An der Böschung sah er einen Mann knien. Wahrscheinlich ein Dieb, der Schrauben stehlen will, dachte Simon und ging näher. Der Mann wollte die Schienen aufheben, und als er sie jetzt mit einem Haken haben wollte, erkannte Simon Wassely. Athemlos rannte er zu ihm hin.

„Mein Freund, Wassely, Brüderchen,“ schrie er, „teure um und rette Dich vor dem Verderben.“

Wassely sah sich gar nicht um, sondern ging in den Wald.

Da stand Simon vor der beschädigten Schiene.

Was wird nun? Der nächste Zug führt Personen. Simon hat kein Signal bei sich, hätte er nur die Kraft, nach Hause zu eilen, um die Fahne zu holen.

Er stürzt vorwärts, noch trennt ihn eine weite Strecke von seinem Hause, da erschallt die Fabrikpfeife. . . sechs Uhr. . . noch zwei Minuten, und der Zug kommt. Gott, erbarme Dich der armen Menschen! Es scheint ihm, als sähe er sie schon Alle zermalmt, die vielen, vielen Menschen, die jetzt harmlos sitzen, plaubern, singen, lachen. „Derr Gott, gib mir nur Rath!“

Nach Hause ist es zu weit. Simon rennt bewußtlos weiter. Er weiß nicht, wie helfen. Da, ein Gebante! Er reißt die Mütze vom Kopfe, zieht ein Messer heraus — betreußelt sich — und dann stößt er das Messer in den Arm, daß das Blut aufspritzt. Das mit trinkt er den Lappen, bindet ihn an einen Stock und hält ihn in die Höhe. Aber wird es der Maschinist auch sehen? Er glaubt es nicht, der Zug rückt daher und hört kein Nothsignal.

Das Blut fließt immer stärker, er brückt den Arm in die Seite, aber das Blut läßt sich nicht stillen, der Kopf schwindelt ihm, dann wird es dunkel vor seinen Augen. Er hört das Klappern der Räder, und sein einziger Gedanke ist: Ich halte nicht aus, ich breche zusammen, der Maschinist sieht mich nicht und fährt über mich hinweg.

ott, siehe mir bei und schide Jemand, der mich vertritt!

Er fühlt sich machtlos, aber die Fahne fällt doch nicht, ein starker Arm hält sie. Da drauß auch schon der Zug. Der Maschinist läßt den Dampf ab — und der Zug hält.

Die Passagiere stürzen hinaus, vor ihren Augen wälzt sich ein Mann in seinem Blute, neben ihm aber steht ein Anderer und hält eine blutgefärbte Fahne in der Hand.

„Nehmt mich gefangen,“ schreit Wassely, „ich habe die Schienen ausgehoben.“

Als Arzt bei den Beduinen.

Seine Eindrücke, die er als Arzt bei den Beduinen vom Alltagsleben dieser hageren Söhne der Sinai-Halbinsel gewonnen, erzählt der Physiologe Prof. Bertown-Jena in der „Dtsch. Med. Wochenschrift“.

Mein Standquartier, schreibt er, befand sich in dem Fischerleben El Tor, der etwa an dem unteren Drittel des Golf von Suez, unmittelbar am Rande der Wüste Raa liegt. In einer zwischischen Palmen erbauten Lehnhütte richtete ich mit den mitgenommenen Apparaten meines physiologischen Laboratorium ein. Hier trat ich mit den Einwohnern von Tor, sowie mit den Beduinen der Tanarastämme, welche die Halbinsel bewohnen, in engsten Verkehr und von hier aus unternahm ich kleinere und größere Kameelreisen in die Sinawüste. Ein Zufall begründete meinen Ruf als „Hakim“ (Arzt). Es war gleich im Anfang meines ersten Aufenthaltes in Tor als im Gebele, einem berühmten Beduinenlager, eine Hochzeit gefeiert wurde. Da dieses Ereigniß mein Interesse lebhaft herausforderte, so ritt ich hinüber. Bei meiner Ankunft war die Festlichkeit schon im Gange. Die Männer saßen im Kreise und plauderten bei Kaffee und Tabak, die Weiber waren in ihrem Zelt und machten eine einträgliche, lärmende Musik. Nach dem Mahle, bei dem man sich, in Gruppen um eine große Schüssel mit Weiz und einer Schüssel mit gedöcktem Hammelfleisch hockend, Bissen auf Bissen mit den Fingern in den Mund schob, begannen die Spiele. Zuerst gab es ein Wettrennen auf Kameelen in der Wüste. Es war ein äußerst fesselnder Anblick, die geschmeidigen Gestalten der Wüstenjöhne, tagenartig an das Kameel getraut, pfeilschnell dahin fliegen zu sehen. Dann folgte das Preisschießen. Der Kopf des geschlachteten Hammels wurde in die Wüste gesteckt und dann wurde danach geschossen. Wer ihn traf, konnte ihn als Preis behalten — für die armen Tanarabeduinen immerrhin schon ein Werthstück. Die Flinten waren indessen sehr schlecht, so daß das Schießen ziemlich lang dauerte. Ein Beduine lud seine Flinte und leitete den Ladestock mit einem mächtigen Stein in den Lauf. Ich war noch in Gedanken darüber, daß nicht öfter mit diesen erbärmlichen Waffen ein Unglück geschehe, als plötzlich ein lauter Knall entstand. Sobald der Pulverrauch sich erhoben hatte, fanden wir den Beduinen, den ich eben noch seine Flinte arbeiten sah, bewußtlos und blutüberströmt am Boden liegend. Der Flintenlauf war geplagt, wobei die Stüde dem Mann den rechten Oberarm und die rechte Kopfseite aufgerissen hatte. Als er wieder zu sich gekommen war, wurden die verschiedensten Rathschläge laut, wie man ihn behandeln solle. Einer war für Delausgießen, einer wollte Kaffee aufstreuken, die Meisten aber hielten Schießpulver für das Beste.

Ich nahm den Verwundeten mit mir nach Tor, um ihn zu fliden. Die Wunden waren nur Fleischwunden. Nach einigen Tagen waren die Wunden „Per Primam“ geheilt und damit mein Ansehen als Hakim begründet. Meine Praxis nahm bald einen beträchtlichen Umfang an. Bald aber merkte ich, daß nicht selten Leute kamen, denen gar nichts fehlte. Der Araber hat große Ehrfurcht vor Arzneimitteln, und namentlich der Beduine der Wüste, der bei seinem Nomadenleben fern von aller Kultur nur selten in der Lage ist, sich ein Arzneimittel zu verschaffen, sucht sich gern bei einer Gelegenheit, wie sie meine Anwesenheit bot, für die Zukunft damit zu versorgen. Zu diesem Zwecke erheuchelt er auch unter Umständen eine Krankheit und wenn es ihm gelungen ist ein Arzneimittel zu bekommen, so hütet er es wie ein Schatz, ja er entschließt sich sogar im Nothfall nur schwer, es wirklich zu gebrauchen, weil er immer denkt, es könnte später einmal noch nöthiger sein.

Das Vertrauen in die Wirksamkeit der Mittel ist meist ganz kindisch und manchmal geradezu rührend. Ein Fall wird mir immer in Erinnerung bleiben. Ich sah spät Abends noch in meinem Laboratorium und machte mir Notizen. Es war nach Sonnen-

untergang sehr kalt geworden und mich froz. Da klopfte es an die Thür der Hütte, ein Beduine trat herein, begrüßte mich und klagte mir, daß er starkes Fieber hatte und nicht schlafen könnte. Da ich bald den Grundfaß angenommen hatte, mich immer erst sorgfältig zu überzeugen, so keine Verstellung vorlag, so untersuchte ich ihn und maß zunächst seine Temperatur in der Achselhöhle. Während der Thermometer steckte, schrieb ich weiter. Nach einiger Zeit sah ich nach und fand 3.67. Ich konnte mich getäuscht haben, legte das Thermometer noch einmal sicherer in die Achselhöhle und ließ es ihn festhalten. Als ich wieder maß, fand ich die gleiche Temperatur. Daher sagte ich ihm, es sei gut, er solle nur gehen. Am andern Morgen kam der Mann schon in aller Frühe zu mir mit einer Anzahl schöner Teller, die er von einem gestrandeten Dampfer gestohlen hatte, und wollte sie mir als Honorar dafür übergeben, daß ich ihn so schnell geheilt hatte. Er hätte die ganze Nacht sehr schön geschlafen, das Fieber wäre sofort weg gewesen. Der Mann glaubte feif und fest, ich hätte ihm mit dem Thermometer geheilt, und hat seitdem nicht veräuert, wo er Gelegenheit fand, seinen Stamesgenossen mich mit den begeistertsten Worten als den größten Hakim zu preisen.

Die Honorare, die ich für meine ärztlichen Bemühungen erhielt, waren oft selbstsam genug. Die Leute von Tor, sowie an der Küste lebenden Beduinen sind Seeräuber, die jede Gelegenheit benutzen, um Dampfer zu plündern, wenn diese, wie das nicht selten geschieht, auf die gefährlichen Korallenriffe des Roten Meeres aufgelaufen sind. Man trifft daher die sonderbarsten Erzeugnisse europäischer Kultur bisweilen mitten in der Wüste, Dinge, deren Zweck den Beduinen oft völlig unbekannt ist. Damit wurde ich manchmal honorirt. So brachte mir einer eine Wagenlaterne mit geschliffenen Widen Gläsern, ein anderer eine Weckeruhr, wieder ein anderer ein Duzend Taschentücher und einer schließlich zwei Flaschen Bremer Bier, die mir bei langer Entwöhnung von diesem Getränk trotz ihres Alters vortreflich mundeten.

Zunahme der Verbrechen.

Man hört zuweilen die Behauptung aussprechen, daß in keinem kivilisirten Staatswesen Leben und Eigenthum mehr gefährdet seien, wie in den Ver. Staaten, daß sogar in Rußland weniger Mord und Totschlag, weniger Raub und Diebstahl vorkämen, als in unserer gepriesenen Republik, und daß das Eigenthum überall sonst sich eines größeren Rechtsschutzes erfreue, wie in den Ver. Staaten. Vor Jahrzehnten war das noch anders; da hörte man eine solche Behauptung nicht. Das Schlimmste bei der Sache aber ist, daß man sie immer öfter zu hören bekommt, daß die Angriffe auf das Leben und Eigenthum immer häufiger werden und unsere gepriesene Civilisation Leute erzeugt, denen es sogar auf einen Massenmord nicht ankommt, wenn sie damit ihre Lüste und Geldgier befriedigen können.

Cripple Creek z. B. ist zweimal hinter einander in Brand gesteckt worden, um den Räubern während der Aufregung und Verwirrung Gelegenheit zu geben, die Kassenschränke der ersten Nationalbank zu sprengen. Gleiches ist in Victor, Colorado, versucht worden und fast jede Woche kommt es vor, daß Bahnräuber zwecks Plünderung des Erpreßwagens Züge zum Entgleisen und dadurch die Reisenden in Lebensgefahr bringen.

Ein Schussal wie Holmes der kürzlich am Galgen verendete, hat Europa noch gar nicht erzeugt. Ein Mensch mit Universitätsbildung, der des Geldes wegen unschuldige Mädchen verführt und abschachtet, seine sogenannten Freunde kalten Blutes umbringt und ganze Familien auströdet, ein solcher Ausbund aller Niedertracht und Schlechtigkeit konnte nur in der Atmosphäre hierzulande ausgebrütet werden. In unseren Bergwerken und Fabriken werden jährlich Tausende geädelt, ebenso auf den Geleisen der Straßen- und Dampfeisenbahnen, denn die Eigenthümer finden es nicht der Mühe werth, — was liegt an einem Menschenleben? — die nöthigen Vorkehrungen zu treffen und Schutzvorrichtungen anzubringen.

Bald fällt eine schabhafte Aufzugsmaschine in die Tiefe, bald stürzt ein Neubau wegen schlechter Fundirung ein; dann wieder „verkauft“ ein bankrotter Ladenbesitzer sein Waarenlager an die Feuerversicherungsgesellschaften und wird von Gewissensbissen nicht geädelt, wenn seine Angestellten durch die Fenster springen und sich auf dem Steinfelster tief unten alle Knochen im Leibe zerschlagen.

Absolut vertrauenswürdige Beduinen-

stete werden immer feltener; Clerks mit einem kleinen Gehalt leben wie die Prinzen und bestehlen ihre Herren systematisch. In keinem Lande der Welt laufen so viele Gekrümmte mit Hirschgeweihen herum, wie in Amerika, denn die Weiber leidet's nicht im Hause; Kochen, Fliden, Strümpfstopfen ist längst schon keine Beschäftigung mehr für die „Damen“, und da der Mann nicht im Stande ist, für den Puz und theuren Haushalt aufzukommen, sorgt die Frau dafür, daß ihm die Last erleichtert werde und sie selbst ein Vergnügen dabei habe.

Diese immer mehr sich steigende Genußsucht und zwar in Kreisen, die sich von rechts wegen in bescheidenen Grenzen bewegen sollten, ist die Hauptursache der Uebel unserer Zeit und der sich mehrenden Verbrechen.

Wenn wir leben, daß in den Irrenhäusern des Staates New York über 20,000 Patienten sich befinden, daß in jedem County eines jeden Staates Irrensinne und Verbrecher hinter Schloß und Riegel sitzen, dann muß Eines ein entsetzliches Grauen vor dieser Armee erfassen, für die jedes Jahr mehr Resourcen ausgehoben werden.

Wenn aber gar durch äußerliche Veranlassungen, wie z. B. beim letzten Eisenbahnstreik in Chicago, die Bande der Ordnung sich lockern und eine niedrige Obrigkeit den Funken des Aufrehrs nicht rechtzeitig erstickt, dann kommt erst recht die wahre Natur des amerikanischen Pöbels zum Vorschein, dann werden ganze Eisenbahnzüge in Brand gesteckt, Wagen zertrümmert, die Weichen vernagelt und die Geleise aufgerissen!

Es wird nicht besser, sondern schlimmer. Je dichter die Bevölkerung und je schmerz es für den Einzelnen wird, sich über Wasser zu halten, um so gefährlicher für die öffentliche Ordnung und Sicherheit werden unsere Zustände.

Und wer da meint, daß durch Polizei und Militär Schutz geschaffen werden könnte, der irrt sich sehr. Die Krankheit sitzt tief im Körper des amerikanischen Volkes und kann nur durch eine gründliche Umgestaltung der Erziehung und Lebensweise gehoben werden. Schon in den Familien, wo es nur äußere Formen, aber keine Seele und kein Gemüth giebt, werden die Keime geboren, die sich dann später in der Sumpflust unseres öffentlichen Lebens entwikkeln und bereits den Saft der Jugend verberben. Unserem Volke ist es zu gut gegangen; es ist zu rasch aus einfachen Verhältnissen in den Luxus hineingewachsen. Was zu rasch wächst, taugt selten etwas und wir leiden daher alle an einer „Inflation“, die uns zu „Geschwollenen“ gemacht hat. Je eher wir den Dunst los werden und lernen, uns in bescheidenen Grenzen zu bewegen, desto rascher werden auch die Verbrechen gegen das Leben und Eigenthum abnehmen, desto Weniger werden in die Nacht des Irrensinn verinken, in Hospitälern und Zuchthäusern zu spät eine vergebete Jugend und ein verfehltes Leben beklagen.

(Als. St. 3.)

Eigene Auffassung.

Verficherungsgesamt: „Sind Fälle von Geistesörung in ihrer Familie vorgekommen?“

Applicant: „Mein Bruder hat ein armes Mädchen geheiratet.“

Von Neuem bereit.

Mrs. Dombage: „Sie sehen dem Tramp sehr ähnlich, dem ich in der letzten Woche eine reichliche Mahlzeit geben ließ.“

Tramp: „Ich bin derselbe, aber ich habe mich jetzt gerade von den Wirkungen derselben erholt.“

Am Stammtisch.

Schulze: „Was ist der Unterschied zwischen einer niedlichen Villa uff'n Lande und einer Blattlaus, welche Ecken uff de Hand kriecht?“

Lehmann: „Weß nich!“

Schulze: „Das Erste is een Landhäuschen, das Zweete een Handläuschen.“

Auflärung.

Mutter: „Meine Tochter leidet jetzt wieder öfter an Herzkämpfen.“

Hausarzt: „Haben Sie sonst eine Begleitercheinung wahrgenommen?“

Mutter: „Dann und wann einen Premier-Lieutenant.“

Die Krankheit des Jahrhunderts.

Student (der einen Arzt konsultirt): „Sind Sie auch Nervenanst?“

Arzt: „Ich bin Spezialist für Nervenanst.“

Student: „Dann bitte ich Sie, mir zehn Mark zu pumpen. Ich leide am nervus rerum.“